

REZENSIONEN

Europäische Erinnerungsorte

Pim den Boer/Heinz Duchhardt/Georg Kreis/Wolfgang Schmale (Hg.), Europäische Erinnerungsorte, 3 Bände [Band 1: Mythen und Grundbegriffe des europäischen Selbstverständnisses, 333 S., Band 2: Das Haus Europa, 626 S., Band 3: Europa und die Welt, 290 S.], Oldenbourg verlag, München 2012, 99,95 €.

Rezensiert von Alexander Kraus

„Die Schwierigkeiten“ eines Projekts, das sich möglicher europäischer *lieux de mémoire* annehme, seien „nicht zu übersehen“, schrieb Etienne François am Ende seiner 2006 in einem Band zur *Transnationalen Geschichte* publizierten Plausibilitätsprüfung. Gerade, da wir zugleich „Zeugen und Akteure“ der sich wandelnden europäischen Gedächtniskulturen seien, böten die geschichtswissenschaftlichen Methoden weniger Hilfe als beispielsweise soziologische, kulturanthropologische oder politikwissenschaftliche Analyseansätze. Daher sei es nicht verwunderlich, so François in seiner Bestandsaufnahme, dass es im deutlichen Kontrast zu den vielfältig kursierenden theoretischen und methodischen Konzeptionierungen „bis jetzt so gut wie keine Publikationen [gebe], die konkrete, empirisch fundierte und überzeugende Antworten auf die Frage nach den europäischen Erinnerungsorten gibt und die man als eine erste Einlösung davon betrachten könnte“. Die Skepsis, mit der Etienne François einem solchen Unterfangen begegnet und die er im übrigen mit Pierre Nora teilt, ist in seinem Text überall zu greifen – und dies, obgleich er selbst zwei mögliche Zugänge durchspielt: Europa als Erbe und Europa als Projekt, die auch in der aktuellen Forschungsdiskussion noch immer die Vorstellungen europäischer Erinnerung dominieren. So stellt er gleich einleitend die Frage, ob solche europäischen Erinnerungsorte denn wie die deutschen oder französischen „durch einen Überschuss an symbolischer und emotionaler Dimension gekennzeichnet, in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden sind und sich in dem Maße verändern, in dem sich die Weise ihrer Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert“?

Seine Zweifel stechen umso mehr ins Auge, als er betont, wie sehr sich die bisherigen Übertragungen und Neuinterpretationen des in den 1980er Jahren durch Pierre Nora erarbeiteten und sukzessive weiterentwickelten Konzepts voneinander unterscheiden. François' Frage steht hier nicht nur aus programmatischen Gründen am Anfang der Besprechung der dreibändigen *Europäischen Erinnerungsorte*, die ab 2007 am Mainzer Institut für Europäische Geschichte konzipiert und realisiert worden sind. Denn als Herausgeber der gemeinsam mit

Hagen Schulze publizierten dreibändigen *Deutschen Erinnerungsorte* wurden seine kritischen Einschätzungen auch von den Herausgebern des Mainzer Projekts, Pim den Boer, Heinz Duchhardt, Georg Kreis und Wolfgang Schmale, zur Kenntnis genommen. Jedoch: Mögen sie in ihrer Einleitung auch konstatieren, den durch Etienne François formulierten „Bedenken gegen eine Inangriffnahme eines ‚europäischen‘ Projekts“ sei in der Forschung bislang „so viel Gewicht beigegeben [worden], dass bis heute alle Experten die Hände davon gelassen haben“ (Bd. I, S. 9) – eine wirkliche Auseinandersetzung mit eben diesen Bedenken findet sich in der theoretischen Verortung des Projektes nicht. Vielmehr begnügen sich die Herausgeber mit dem einfachen Hinweis, Noras Ansatz sei auf die europäische Ebene nur „bedingt“ übertragbar, weshalb ein „eigener Zugang gefunden werden“ musste, der nicht zu abstrakt sein durfte und sich zugleich als praktikabel erweisen sollte. Weshalb aber mit der ursprünglichen Definition Noras die europäischen *lieux de mémoire* nicht verwirklicht werden konnten, bleibt unausgeführt. Stattdessen benennen die Herausgeber kurz und bündig drei Kriterien, die ihrer Auswahl zugrunde lagen:

Bei europäischen Erinnerungsorten handele es sich zunächst einmal um solche Phänomene, „denen bereits in der Zeit ihrer Genese das Bewusstsein der Zeitgenossen innewohnte, europäisch dimensioniert zu sein“ (Bd. I, S. 9). Zugleich betonen sie die Bedeutung der transnationalen Kommunikation und Rezeption, für die bereits in der Zeit selbst europäische Vermittler aktiv gewesen und ebensolche Vermittlungswege beschritten worden sein sollten. Ein abschließendes drittes Kriterium wiederum stellte die Vorgabe dar, solche Erinnerungsräume zu finden, „die nicht nur für die westliche Hälfte des Kontinents von Belang waren, sondern auch in den östlichen Teil ausstrahlten“.

Dieser Kriterienkatalog erscheint aus mehreren Gründen problematisch. So gründet das dritte Kriterium auf einem erschreckend hierarchisierenden Denken, das den Westen Europas gegenüber dem Osten als dominant setzt, erscheint doch ein Ausstrahlen in umgekehrter Blickrichtung als nicht vorgesehen. Der Osten Europas bleibt demnach nicht mehr als ein Korrektiv und eine Erweiterung, die qualitativ nichts zum gesamteuropäischen Erinnerungsraum beitragen kann. Da, wie Benoît Majerus erst unlängst festgestellt hat, die drei Bände mehrheitlich (zu 70 Prozent) von deutschen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen verfasst wurden (wobei letztere gerade einmal ein Viertel der Autoren ausmachen), ist zudem zu fragen, welches Europa hier eigentlich konkret bearbeitet wird und ob diese europäischen Erinnerungsorte nicht letztlich, so Majerus, eher deutsche seien. Angesichts der Fixierung auf die Wahrnehmung der Zeitgenossen für die Etablierung europäischer Erinnerungsorte, die mögliche später einsetzende Aushandlungs- und Deutungsprozesse vernachlässigt, geht der Mainzer Konzeption darüber hinaus eine zentrale Ebene des Noraschen Zugangs verloren. Schließlich ging es Nora nicht alleine darum, Erinnerungsorte zu entziffern und mitunter auch zu konstruieren, sondern diese eben auch wieder zu dekonstruieren. Es sei gerade dieser „Entzifferungsprozess“, der letztlich die „Seele des ganzen Unternehmens“ ausmache.

Denn für Nora stellen *lieux de mémoire* keinesfalls feste Bestandteile des kollektiven Gedächtnisses dar. Vielmehr gelte es, dieses memorielle Erbe zu hinterfragen. Immerhin ist nicht wenigen der von Nora in sein Werk aufgenommenen Erinnerungsorten gemein, dass ihr jeweiliger Erinnerungsaspekt bereits verblasst, sie ihre Funktion als zentrale Mittler des kollektiven Gedächtnisses verloren haben. Da sich die Herausgeber des Mainzer Projektes für die Rezeptionsgeschichte ihrer postulierten *Europäischen Erinnerungsorte* nicht wirklich interessieren, obgleich sie selbst konstatieren, welche „maßgebliche Rolle“ diese für deren Konstruktion spielen (Bd. I, S. 8), gerät das Werk gleich zu Beginn in eine methodische Schiefelage. Wie sich diese konkret manifestiert, zeigt sich besonders an solchen im Band als europäisch postulierten Erinnerungsorten, die in früheren Publikationen bereits als nationale Erinnerungsorte beschrieben wurden.

So zeichnet der Musikwissenschaftler und Soziologe Esteban Buch in seinem Eintrag zu den *Deutschen Erinnerungsorten* über *Beethovens Neunte* in wünschenswerter Dichte die einzelnen Rezeptionsetappen nach – angefangen mit der politischen Bedeutung, mit der sie bereits im Vorfeld der Uraufführung aufgeladen wurde, über die Entfaltung des Beethoven-Kultes in der musikalischen Romantik, der wiederholten nationalen Instrumentalisierung bis hin zu ihrer Wahl als Europa-Hymne, dabei immer wieder auch die Vereinnahmungen und Aufladungen durch andere Nationen berücksichtigend. Dagegen verzichten beide (!) Texte in den *Europäischen Erinnerungsorten* vollständig auf diese Ebene: Während Konrad Küster *Beethovens „Neunte Sinfonie“* zunächst einmal in ihren schaffensgeschichtlichen Kontext verortet und dabei den äußeren Kontext ebenso wie die Stilmittel des Komponisten dechiffriert, ehe er die Bedeutung von Felix Mendelssohn Bartholdy und Richard Wagners für den Erfolg der Sinfonie herausarbeitet, fokussiert Albrecht Riethmüller in seinem Text *Die Hymne der Europäischen Union* zum einen die Hintergründe, die zur Auswahl des Schlusssatzes der Neunten Sinfonie als Europahymne führten, zum anderen auf die oftmals vertrackte politische Praxis der Hymne, der wiederholt mangelnder Respekt entgegen gebracht worden sei. Darüber hinaus nimmt er auch verschiedene Debatten über den Text und Alternativen zu diesem in den Blick, obgleich doch bei der Wahl der Hymne, wie er selbst ausführt, die „Väter der Europahymne [...] auf ein textloses musikalisches Gebilde“ abzielten (Bd. II, S. 93). Wie und ob überhaupt die Hymne tatsächlich zu einem europäischen Erinnerungsort geworden ist, fragt keiner der Texte.

Auch für das Lemma *Auschwitz* lässt sich eine ähnliche Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit konstatieren: Denn im Text von Wolfgang Benz, ohne Zweifel einer der angesehensten Experten auf dem Gebiet, werden zwar wiederholt zahlreiche Stimmen von Auschwitzüberlebenden aufgeführt, die das individuelle Erinnern greifbar machen, und der Ort selbst als „Metapher“ benannt: „Der Ort Auschwitz wurde zum Begriff für das Böse schlechthin und zur Metapher für eine einzigartige Situation in der Geschichte der Menschheit, dafür, dass die Realität jede Phantasie überholt hatte.“ (Bd. II, S. 468) Doch wie aus der individuellen eine kollektive Erinnerung, und wie aus dieser Metapher ein europäischer Erinnerungsort wurde, interessiert ihn schlichtweg nicht. Wenn schon, so zeichnet

er diesen Weg als einen nationalen nach. Diese Erinnerungsortwerdung hat indes Peter Reichel deutlich detaillierter und konziser in den *Deutschen Erinnerungsorten* dargelegt.

Verdun wiederum hatte bereits Antoine Prost als einen *Erinnerungsort Frankreichs* par excellence herausgearbeitet: So zeigt er auf, wie *Verdun* nach 1916 nicht nur ein, sondern wohl auch der allerwichtigste Erinnerungsort wurde. Dies vermag er über viele unterschiedene Ebenen zu rekonstruieren: So kämpften – anders als auf deutscher Seite – fast alle französischen Soldaten nach dem Prinzip „Schöpfrad“ meist nur einmal in Verdun; sie sollten die Hölle von Verdun kein zweites Mal erleben müssen. Dabei entwickelte sich diese Hölle für die Soldaten schon bald zu einem wahrhaft heiligen Ort, der zugleich auf Ebene der Nation über Presse und staatliche Autoritäten zu einem Ort des patriotischen Stolzes wurde. Die spätere Monumentalisierung, darunter das durch nationale Spendenkampagnen finanzierte Beinhaus, und die Entwicklung hin zu einer zentralen Touristenattraktion läuteten eine weitere Etappe der Erinnerungsortwerdung ein, ehe Verdun in einem erneuten *turn* zu einem Symbol wurde, hinter dem das eigentliche Ereignis mehr und mehr verblasste. Gerd Krumeich hat sich in den *Europäischen Erinnerungsorten* mit dieser französischen Vorlage intensiv auseinandergesetzt. Dabei ist es ihm gelungen, verschiedene Facetten aufzuzeigen, die diese Festschreibung als französischen Erinnerungsort hinterfragen – und dies, obgleich er zunächst just jene Argumente Revue passieren lässt, die jene Lesart unterstreichen. Doch sei die Schlacht eben von Beginn an auch auf vielfältige Weise ein spezieller Gegenstand europäischen Interesses gewesen: So ist Verdun noch während der Kriegshandlungen von insgesamt 17 alliierten Nationen dekoriert worden – andere Sympathiebekundungen, Ehrungen und Besuche hoher Repräsentanten von Alliierten nicht miteingerechnet; daneben kämpften neben Franzosen und Deutschen auch polnische Soldaten auf beiden Seiten. Macht dies Verdun nach der dem Mainzer Werk zugrundeliegenden Definition bereits zu einem europäischen Erinnerungsort, begnügt sich Krumeich damit noch keineswegs. Vielmehr zeigt er auf, wie in den 1920er und 1930er Jahren auch von deutscher Seite sogenannte „Friedensfahrten“ organisiert wurden und Verdun auf diesem Weg zu einem – Harry Graf Kessler zitierend – „Heiligtum für ganz Europa“ wurde (Bd. II, S. 441). Allerdings erscheint die weitere Gedenkpraxis mehr als eine binationale, in der die offizielle deutsche Seite phasenweise ausgesperrt blieb. Mit dem Aufzeigen dieser Transformationsprozesse gelingt Krumeich somit weit mehr, als im theoretischen Konzept der *Europäischen Erinnerungsorte* eingefordert wurde.

Leider verzichteten zahlreiche Beiträge des zweiten Bandes, der den Herausgebern zufolge besonders solche Erinnerungsorte Europas präsentiert, „bei denen das Moment europäischer Zäsurhaftigkeit, europäischer Ausstrahlung und Kommunikation und europäischen Erinnerns in besonderer Weise gegeben sein sollten“ (Bd. I, S. 10), darauf, die Dimensionen des Erinnerns aufzuzeigen und zu hinterfragen. Dass die Artikel, durchweg von Expertinnen und Experten verfasst, dabei zahlreiche Facetten ihrer Themen explorieren und in vielerlei Hinsicht lesenswert sind, steht außer Frage. Aber wenn nach der Lektüre des Lemmas *Michelangelo* unklar bleibt, wieso jener Künstler der Hochrenaissance selbst zum

europäischen Erinnerungsort stilisiert wird, und nicht, wie im Beitrag ausgeführt, dessen „Sixtina“ (Bd. II, S. 107), für die wiederum nicht aufgeführt wird, wie sie rezipiert wurde, wenn für *Rembrandts* „Nachtwache“ dessen sich „stetig verfestigende Stellung als Nationaldenkmal“ nachgezeichnet wird (Bd. II, S. 132), ohne dass auch nur im entferntesten eine europäische Dimension aufzuzeigen, ja wenn für die „*Mona Lisa*“ zwar en detail nachgezeichnet wird, wie diese gerade über ihre Medialisierung zu dem Bild wurde, das wir heute sehen, dafür aber vor allem zwei Ausstellungen in den Vereinigten Staaten von Amerika als wesentliche Wegmarken aufgeführt werden, erschließt sich nicht, warum diese zu den europäischen Erinnerungsorten zählen. Anders sieht dies dagegen für die behandelten Werke der Literatur aus. So gelingt es Bernhard König anschaulich die um 1800 einsetzende Entwicklung von *Dantes* „*La Divina Commedia*“ von einem italienischen zu einem europäischen Erinnerungsort nachzuzeichnen, Lea Marquart wiederum für *Goethes* „*Faust*“ die europaweite Rezeptionsgeschichte aufzuzeigen oder Pim den Boer den Transformationsprozess von *Homer und Troja* von einem einst griechischen Erinnerungsort, zu einem westeuropäischen, dann liberalen, schließlich imperialistischen und zu guter Letzt globalisierten Erinnerungsort zu rekonstruieren.

Vielleicht liegt es in der Natur der Sache eines solch groß angelegten Projekts, dass die Überprüfung der eigenen Konzeption im Verlauf der Realisierung auf der Strecke bleibt. Nichtsdestotrotz hätte etwas mehr Stringenz dem dreibändigen Werk gut zu Gesicht gestanden. Denn macht die Feststellung, *Pizza* sei ein „kulinarisches Symbol“ der europäischen Esskultur, diese bereits zu einem europäischen Erinnerungsort (Bd. II, S. 319)? Wird die *Schlacht am Kahlenberg 1683* allein deshalb zu einem solchen, weil die Zeitgenossen die Bedeutung der zweiten türkischen Belagerung Wiens europaweit erfassten, wengleich eine Erinnerung und Verankerung allein für das österreichische Bewusstsein nachvollzogen werden kann (Bd. II, S. 413)? Ist *Katyń* angesichts der rund 400 entstandenen Formen des Gedenkens weltweit nicht eher als globalisierter Erinnerungsort aufzufassen (Bd. II, S. 486), ganz ähnlich wie *Anne Frank*, für deren weltumspannende Rezeption gerade die Bedeutung ihrer Ikonisierung am Broadway und in Hollywood hervorgehoben wird (Bd. II, S. 348)? Da sich solcherlei Fragen auch an zahlreiche Lemmata aus dem ersten Band stellen lassen, der sich alle jene Kräfte zum Thema nimmt, „die in den Augen der Politiker die Physiognomie Europas ausmachten“ (Bd. I, S. 10), drängt sich auch hier der Verdacht auf, als wären die Begriffe zunächst bestimmt, nicht aber auf ihre Plausibilität für das erarbeitete Konzept überprüft worden. Dies gilt beispielsweise für den Eintrag zu den *Menschenrechten*, deren Prägekraft seit 1789 auch über Europa hinaus zwar nachgespürt wird, dies aber zumeist in einzelnen Etappen mit nationalgeschichtlichem Fokus. Über die *Gewaltenteilung* wird dagegen zunächst konstatiert, sie sei konsequent – und obendrein als erstes – allein in der amerikanischen Verfassung verwirklicht (Bd. I, S. 187, 191, 192). Da daraufhin dargelegt wird, wie sehr sich die Auffassungen von Gewaltenteilung in Frankreich, England, Polen und Deutschland unterscheiden, gerät die Dimension des Europäischen mehr und mehr aus dem Blick – schließlich sollte ein europäischer Erinnerungsort mehr sein als die Addition ver-

schiedener Positionen. Auch eine Begriffsgeschichte von *Rechtsstaatlichkeit* und parallel dazu die Geschichte des Rechtsstaatsgedankens haben erst einmal nichts mit der Analyse eines europäischen Erinnerungsortes zu tun. Ein wie von den Herausgebern erhofftes einheitliches Europa wird hier mehr gestiftet als rekonstruiert. Im dritten, *Europa und die Welt* betitelten Band, der im Sinne einer Verflechtungsgeschichte solche Phänomene zum Thema nimmt, die in abgewandelter Form nach Europa zurückgekehrt sind, findet meist gar keine Auseinandersetzung mit dem Konzept der Erinnerungsorte mehr statt (beispielsweise *Frömmigkeit: Der Gospel-Gottesdienst, Südsee, Kunst- und Wunderkammern, Völkerschauen/Zurschaustellungen, Museen in Europa*).

Schon anhand dieser stichprobenartigen Auswahl zeigt sich letztlich, wie wenige der beteiligten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sich tatsächlich an der vorgegebenen Definition der *Europäischen Erinnerungsorte* orientierten. Und damit ist dann offenbar auch eine der eher nicht intendierten Überschneidungen angesprochen, die die Mainzer Publikation mit den *lieux de mémoire de la France* Pierre Noras gemein hat: Denn auch in Noras sieben Bänden entsprechen zahlreiche Beiträge nicht seiner ausgegebenen und während der Realisierung immer wieder angepassten Konzeption und Definition. Weiß schon die recht knapp gehaltene Konzeption und Definition der Herausgeber nicht zu überzeugen, so offenbart die Umsetzung, wie wenig die *Europäischen Erinnerungsorte* in dieser Form eine zufriedenstellende Antwort auf die eingangs durch Etienne François formulierte Frage zu geben in der Lage sind. Ob sich das Werk auf diese Weise tatsächlich als „Referenzwerk“ zu etablieren vermag, wie die Herausgeber in ihrer Einleitung formulieren, das „einen Beitrag zu einem spezifischen Zusammengehörigkeitsgefühl der ‚Europäer‘ leiste[t] – oder zumindest dazu anreg[t], darüber weiter nachzudenken, was diesen Kontinent und seine Einzelteile miteinander verbindet“ (Bd. I, S. 8), bleibt zu bezweifeln.

Alexander Kraus, Münster

„Was die Welt im Innersten zusammenhält“

Jörg Zedler (Hg.), „Was die Welt im Innersten zusammenhält“. Gesellschaftlich-staatliche Kohäsionskräfte im 19. und 20. Jahrhundert (Sprei-Studien, Bd. 4), 213 S., Herbert Utz Verlag, München 2014, 38 €.

Rezensiert von Benjamin Hasselhorn

Schon das Thema ist eine Wohltat: Entgegen einer mächtigen Tendenz der geschichtswissenschaftlichen Forschung, im Hinblick auf kollektive Identität im 19. und 20. Jahrhunderts überall nur „Erfindungen“ und „Konstruktionen“ zu sehen, deren negative bis fatale Wirkungen zu kritisieren und die Brüche und Krisen zu betonen, wird hier die entgegengesetzte Perspektive eingenommen: Der von Jörg Zedler herausgegebene Sammelband über „Gesellschaftlich-staatliche Kohäsions-

kräfte im 19. und 20. Jahrhundert“ fragt nämlich nach der realen Seite kollektiver Identität und untersucht die tatsächlichen – und nicht die „konstruierten“ oder „erfundenen“ – Kohäsionskräfte, die den inneren Zusammenhalt von Staaten und Gemeinwesen in den vergangenen gut zweihundert Jahren garantierten. Die einzelnen Beiträge sind zwar sehr unterschiedlich, haben diese Fragestellung aber durchgängig im Blick.

Etwas aus dem Rahmen fällt höchstens der Aufsatz von Michael Walter über die Nationaloper des 19. Jahrhunderts. Dessen These – die Nationaloper weniger als Kohäsionsmittel, sondern eher als Ausdruck einer bereits *bestehenden* nationalen Kohäsion – ist durchaus diskutabel; der Beitrag leidet aber unter einer gewissen Inkonsistenz, wenn etwa einerseits die Nation im Sinne Benedict Andersons als (nur) „vorgestellte Gemeinschaft“ (S. 19) verstanden, andererseits aber die politische Bedeutung der Nationaloper mit dem Argument relativiert wird, es sei nur die gesellschaftliche Elite und nicht die ganze Nation gewesen, die Opern besuche (S. 31).

Der ausgezeichnete Beitrag von Michael Hochgeschwender nimmt die in den USA wirkenden Kohäsionskräfte in den Blick und nutzt die Gelegenheit für einen Abriss der Geschichte des US-amerikanischen Selbstverständnisses, der in manchen Teilen einer Generalabrechnung gleichkommt. Das beginnt schon bei der Gründung der USA: Die Große Erzählung vom gerechten Aufbegehren gegen einen Tyrannenstaat, so Hochgeschwender, habe nichts mit der historischen Realität zu tun, vielmehr habe es handfeste, vor allem ökonomische Gründe für die Abspaltung vom englischen Mutterland gegeben, und die innere Kohäsion sei von Anfang an aufgrund des Nord-Süd-Gegensatzes prekär gewesen. Zur Lösung dieses Problems habe man nach außen wie nach innen eine „Gewaltstruktur“ (S. 68) erzeugt, welche die USA des 19. Jahrhunderts nicht als politisches Vorbild, sondern als ein „potentielles Exempel für UNO-Interventionen“ (S. 68) erscheinen lasse. Erst nach dem Bürgerkrieg sei aus den USA ein moderner Nationalstaat geworden, dessen Selbstvergewisserung mittels einer „Zivilreligion“ (S. 71) gelungen sei, in deren Zentrum die Verehrung der Gründerväter, der Fahne und der vergangenen wie zukünftigen Kriege als Variationen des Kampfes Gut gegen Böse standen. Eine dauerhafte innere Einheit habe sich aber jenseits der Zeiten des unmittelbaren Ost-West-Konflikts trotzdem nicht ausgebildet, und diese Zeiten seien vorbei. Angesichts eines solchen Befundes sowie der Umwälzungen der letzten Jahrzehnte erscheint die Schlussbemerkung, die Kohäsion der USA werde kaum zum Problem werden, sofern man nur die „Notwendigkeit prozeduraler Konfliktregelung“ (S. 76) beachte, übermäßig optimistisch.

Hochinteressant ist auch das, was Ekaterina Makhotina über die russische Identität im Bezug auf die Geschichtspolitik Russlands berichtet: Zentrum des sowjetischen Patriotismus sei das Gedenken an die heroischen Leistungen der Revolution sowie des „Großen Vaterländischen Krieges“. In der Phase des Zusammenbruchs, 1988-1991, habe es für kurze Zeit eine radikale „Vergangenheitskritik“ (S. 94) gegeben, die sogar das Verhalten der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg thematisiert habe. Damit sei es allerdings spätestens Mitte der 1990er Jahre wieder vorbei gewesen, als die politische Elite Russlands den Versuch un-

ternommen habe, eine neue Identität Russlands als multiethnische Staatsnation zu stiften und dabei eine historische Kontinuität bis zurück zu den Rus zu postulieren. In jüngster Zeit gebe es außerdem immer stärkere Anzeichen für den Erfolg eines eklektischen Identitätsgefüges aus sowjetischen, nationalrussischen und orthodoxen Elementen.

Den Nationalhelden Garibaldi und Bismarck widmet sich der Beitrag von Katharina Weigand und Jörg Zedler. Bei aller Betonung der Gemeinsamkeit in der nationalen Heldenverehrung in Deutschland und Italien werden dabei auch die Unterschiede deutlich: Mit Garibaldi verehrte man in Italien einen Abenteurer mit Sinn für theatralische Inszenierung, verehrte ihn bis hin zu einer regelrechten „Divinisierung“ (S. 122) schon zu Lebzeiten, auch wenn er gegen Ende seiner Laufbahn eher zu einer „Gallionsfigur der Unzufriedenen“ (S. 130) wurde. Von Faschisten wie Sozialisten und auch den Christdemokraten wurde Garibaldi nach seinem Tod vereinnahmt, was aber vor allem nach 1945 dazu führte, dass alle inhaltlich-politischen Aspekte abgeschliffen wurden und Garibaldi somit als Identifikationsfigur eher irrelevant erschien. Bismarck dagegen wurde zu Amtszeiten nur von einer Minderheit verehrt, die allerdings nach 1871 stärker wurde. Erst nach seiner Entlassung 1890 kann man aber von einer ähnlich religiösen Verehrung sprechen, die zudem deutlich gegen die Reichsregierung gerichtet war. Für einen dauerhaften politischen Mythos, so schließt der Beitrag, sei die Figur Garibaldis zu uneindeutig gewesen, Bismarck aber eindeutig genug. Wieso letzteres negativ beurteilt wird, erschließt sich dem Leser allerdings nicht.

Einen weiteren internationalen Vergleich nimmt Michael Kißener vor, diesmal zwischen Deutschland und Frankreich, und das im Hinblick auf die Frage, ob der Hass auf den jeweils Anderen als Sieger von 1871 bzw. 1918 zur inneren Kohäsion beigetragen hat. Auch hier werden Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede deutlich: In beiden Fällen sei eine gewisse Einheit hergestellt worden durch die gemeinsame Hoffnung auf eine Revision oder Revanche. Die deutsche Besatzung erscheint in Kißeners Darstellung allerdings wesentlich weniger konfliktreich als umgekehrt, dafür wiederum scheint der französische Hass auf die Deutschen intensiver gewesen zu sein als der deutsche auf Frankreich – vielleicht auch, weil die Niederlage im Ersten Weltkrieg umfangreicher und komplexer war als die von 1871, zumal es gerade 1914-1918 zu einer Welle des Deutschenhasses kam, die die Nachkriegslage fundamental von derjenigen der Vorkriegszeit unterscheidet. Kißeners sehr plausible Schlussfolgerung aus seinem Befund lautet, dass Hass tatsächlich die Kohäsion stärken kann, dies aber nur kurzfristig, da über kurz oder lang radikale politische Kräfte vom Hass profitieren, was wiederum eher spaltend als integrierend wirke.

Wieder einen Vergleich Deutschlands, diesmal mit Israel und im Hinblick auf die nationalsozialistischen Verbrechen als Identitätsfaktor, nimmt Michael Wolffsohn vor. Seine These lautet, dass weder die Schoa für Israel noch die Vergangenheitsbewältigung für Deutschland tatsächlich Kohäsionskräfte seien. In beiden Staaten sei der Umgang mit den NS-Verbrechen vielmehr heftig umstritten und keinesfalls ein einigender Faktor: In Israel gehe es eher um die Selbstbehauptung angesichts zahlreicher Katastrophen, von denen die Schoa nur eine unter

mehreren sei, und in Deutschland habe sich erst infolge des Historikerstreits die Vergangenheitsbewältigung als gesellschaftlicher Kohäsionsfaktor etabliert, dies aber nur pro forma, denn tatsächlich sei die in punkto Vergangenheitsbewältigung eingehaltene Disziplin eher ein Zeichen öffentlicher „Verlogenheit“ (S. 176). Der Nachvollziehbarkeit der Argumentation des Aufsatzes ist dessen assoziative Struktur allerdings manchmal abträglich; unersichtlich bleibt beispielsweise, wie so Theodor Schieder gemeinsam mit Günther Grass, Walter Jens und Dieter Hildebrandt zu den – problematischen – „Lichtgestalten“ (S. 173) der Vergangenheitsbewältigung gezählt wird. In diese Reihe gestellt zu werden, hat Schieder in mehr als einer Hinsicht nicht verdient.

Die beiden letzten Beiträge – von Friedrich Kießling über die Ökonomie als Kohäsionsfaktor der alten Bundesrepublik und von Hans-Michael Körner über den Freistaat Bayern – konzentrieren sich ganz auf innerdeutsche Belange. Kießling zeigt sehr plausibel, dass die eigene Wirtschaftskraft tatsächlich ein eminent wichtiger Bestandteil bundesrepublikanischer Identität gewesen ist, dies allerdings verbunden mit einem Wertesystem, das erstens die ökonomische Stabilität, zweitens die dahinter stehende Eigenleistung und drittens die soziale Verantwortung wirtschaftlicher Prosperität im Namen der Sozialen Marktwirtschaft betonte. Dass die Wurzeln dieses Wertesystems „weit ins 19. Jahrhundert“ (S. 194) reichen, wird aber mehr postuliert als gezeigt, und auch die These, dass Konsumgesellschaft (als ökonomische Teilhabe) und Demokratie (als politische Teilhabe) konvenieren, ist nicht recht überzeugend, wenn man sich vor Augen führt, dass größere innergesellschaftliche Konflikte nur bei dauernder Prosperität ausbleiben und selbst ein solcher Zustand kein dauerhaftes politisches Engagement der Bürger garantiert.

Körner wiederum geht von dem Befund aus, dass über den Bruch von 1918/19 hinweg eine Kontinuität bayerischer Identität seit 1806 angenommen werde und verortet deren Wurzeln in den Bemühungen der politischen Eliten Bayerns im 19. Jahrhundert, mittels einer zuerst regionalbezogenen, dann vor allem auf den Aspekt der Kultur konzentrierten Geschichtspolitik eine gemeinsame bayerische Identität zu stiften. Die implizite, wenn auch nicht ausgeführte These ist dabei die, dass im 19. Jahrhundert die politische Aufgabe der Identitätsstiftung erkannt und bearbeitet worden sei, während man im 20. Jahrhundert, besonders nach 1945, das Vorhandensein einer bayerischen Identität für selbstverständlich genommen habe. Die an zwei Stellen von Körner deutlich formulierte Skepsis, ob sich unter diesen Bedingungen die Kohäsion Bayerns dauerhaft werde halten lassen, wäre eine nähere Erläuterung wert gewesen.

Insgesamt zeigt der Band gerade in seiner Vielgestaltigkeit, welchen konstruktiven Beitrag eine Geschichtswissenschaft leisten kann, die sich gerade nicht „konstruktivistisch“ versteht. Dies gilt umso mehr, als vieles dafür spricht, dass Identitätsfragen – und das ist im Grunde dasselbe wie die Frage der staatlichen und gesellschaftlichen Kohäsion – im 21. Jahrhundert an Bedeutung eher zu- als abnehmen werden.

Benjamin Hasselhorn, Passau

Europe's 1968

Robert Gildea/James Mark/Anette Warring (eds), *Europe's 1968. Voices of Revolt*, 382 S., Oxford University Press, Oxford 2013, 65 £.

Rezensiert von Michael Fröhlich

Für die Oral History war es ein langer Weg bis zu ihrer allgemeinen Akzeptanz und Anerkennung. Als die ersten Interviews in größerem Umfang durchgeführt wurden, zeigten sich die einen begeistert über die neuen Wissensquellen, die erschlossen wurden, die anderen sahen sich in ihrer Skepsis bestärkt, da die Ergebnisse nach ihrem eigenen Verständnis überwiegend subjektiv waren und den Vergleich mit anderen Quellen, zumindest nicht schnell, nicht erlaubten. Es fiel schwer, die subjektiven Aussagen der Zeitzeugen mit schriftlichen Quellen zu vergleichen, nicht zuletzt deshalb, weil sie zunächst noch transkribiert werden mussten. Und dieser Prozess der Transkription erwies sich trotz aller technischen Hilfen keineswegs als unproblematisch. Zumindest war es ein hoher personeller und zeitlicher Aufwand, das gesprochene Wort in eine schriftliche Vorlage zu übertragen. Hinzu kam nach allen Erfahrungen aber auch, dass die mühsame Transkription keineswegs in der großen Zahl der Fälle umgesetzt wurde. Mit anderen Worten: die Recherche blieben ein gesprochenes Wort, das sich der präzisen Analyse entzog. Häufig wurde aber noch ein anderer Vorwurf an die Oral History gerichtet: ihre Vertreter schienen quasi im Nachhinein die Quellen zu produzieren, die sie für ihre Forschungen brauchten. Konnte man ausschließen, dass der Interviewte durch eine ausgefeilte Fragetechnik ein Opfer des Fragestellers wurde? Mehr noch, erwies sich die Oral History nicht auch deshalb als problematisch, weil sie sich an die Schwächeren und Älteren der Gesellschaft wandte, um ihre subjektive Erinnerung zu erfragen?

An diesen grundsätzlichen Einwänden hat sich nicht sehr viel geändert, auch wenn die Schärfe der Kritik nachgelassen hat und Ergebnisse, die auf Befragungen beruhen, nicht a priori als unzuverlässig und "forschungsunwürdig" bezeichnet werden. Ein Grund für diesen dezenten Wandel dürfte auch sein, dass sich die Akzeptanz der Subjektivität in der Forschung in den letzten Jahrzehnten geändert hat. In den Geisteswissenschaften wird sie, wenn sie denn als solche ausgewiesen ist, in ihrer beschränkten, aber möglicherweise doch wegweisenden Aussagekraft eher angenommen, nicht zuletzt deshalb, weil die Überlieferungen vieler Opfer, insbesondere aus der Zeit des Holocaust, sonst der Vergessenheit anheimfallen würden. Die Oral History steht heute aber auch deshalb auf festen Füßen, weil allgemein die Begründung, Differenzierung und Popularität der Zeitgeschichte einen ungeheuren Aufschwung erfahren hat und die historisch interessierten zu einem sehr hohen Prozentsatz auf Publikationen der Zeitgeschichte zugehen, die ihrerseits nun wiederum nicht auf Befragungen berühmter Akteure oder unbekannter Zeitgenossen verzichten möchte und kann. Hinzu kommt aber auch, dass die Perzeptionsgeschichte im allgemeinen wie im besonderen eine beachtliche Ausweitung erfahren hat. Die Oral History ist vor allem deshalb nicht mehr so

umstritten, weil eine Vielzahl selbstständiger Disziplinen sich ihre Ziele zu Eigen gemacht und damit erheblich legitimiert hat.

Auch für die „Voices of Revolt“ gilt, dass die Quellen gewissermaßen selbst geschaffen wurden. In vier Jahren führten die Verantwortlichen ungefähr 500 historische Interviews mit Zeitzeugen, die an den Protestbewegungen Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre in Europa teilgenommen hatten. Für die Historiker war unter anderem wichtig zu erfahren, welche Gründe die jungen Menschen zu ihren Protesten veranlassten, wie sie ihre Aktivitäten planten und durchführten sowie, nicht weniger wichtig, welche Bedeutung sie im Rückblick dieser Zeit beimassen, in ihrer Biografie und in der Geschichte Europas. Dieser Ansatz hat die Herausgeber bewogen, in ihrer Einleitung von einer kollektiven Biografie zu sprechen. Im selben Atemzug betonen sie, dass es natürlich auch mit der Oral History nicht gelingen kann, die gesamte Geschichte zu erzählen. Aber, und darin besteht der große Vorzug ihrer Arbeitsweise, die Oral History und die ungefähr 500 Interviews erlauben eine inhaltliche Bandbreite, die, natürlich nicht absolut gesehen, eine Erkenntnisvielfalt und Interpretationsbreite erlauben, die ihresgleichen sucht. An dieser Stelle liefern die Herausgeber und alle Beteiligten die Begründung für die immerhin 382 Seiten, auf denen in drei großen Kapiteln („Becoming an Activist“; „Being an Activist“; „Making Sense of Activism“) mit vielen Untergliederungen Erinnerungen wachgerufen und in den historischen Kontext eingebettet werden. Die interessanten und gut geschriebenen Kapitel thematisieren die aufregenden Jahre der 68er, sie fassen zusammen, setzen Schwerpunkte, wählen aussagekräftige Passagen der Erinnerungen und betten sie behutsam in die Darstellung ein.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Die Arbeit basiert nicht allein auf den Ergebnissen der Oral History, alle Interviewpartner sind zu Beginn des Quellen- und Literaturverzeichnisses genannt, sondern auch auf einer sehr weit ausgreifenden Literaturrecherche, die behutsam und vergleichend in den Text und die Fußnoten eingebaut ist. Es ist sehr wohltuend, dass die Herausgeber nicht die eine Seite gegen die andere ausspielen oder das „mündliche“ Wort absolut setzen. Diese Behutsamkeit bringt ihnen viel Sympathie ein und hilft, der Oral History eine weitere Lanze zu brechen. Auch wenn manche Rückblicke sehr selbstbewusst anmuten („I am one of the main reasons we have senior citizens' councils in Denmark ... And there's no doubt that people like me have exercised a lot of political influence, but in decentralized structures“, S. 385), dann werden sie sofort mit anderen historischen Arbeiten verglichen, beispielsweise den Ergebnissen in „The world we have won“.

Robert Gildea und James Mark sind überzeugt, dass die Revolten der sechziger Jahre trotz unterschiedlicher Nationalitäten, politischer Systeme, trotz der ideologischen Spaltung in Ost und West Gemeinsamkeiten aufwiesen, die den Akteuren ungeachtet ihrer politischen und nationalen Zugehörigkeit das Bewusstsein gaben, für ein gemeinsames Netzwerk und daher auch mit größeren Einwirkungsmöglichkeiten zu arbeiten. Dieser These kann man sich schnell anschließen. Das Gefühl, für den Anti-Imperialismus auf die Straßen zu gehen, Universitätsveranstaltungen zu sprengen und Autoritäten infrage zu stellen und zu stürzen,

war ein revolutionärer Ausweis dieser Jahre. Vietnam reichte als Stichwort, um eine weltweite und damit auch europäische Protestbewegung mit revolutionärem Elan zu versehen. Auch der Zweite Weltkrieg war und blieb ein „unbewältigtes“ Thema, dass die Gesellschaft nicht zur Ruhe kommen ließ. Die Überwindung nationaler Grenzen im Sinne kommunikativer Strukturen und politisch-ideologischer Ziele war ein weiterer Grundzug jener Jahre. Revolutionen kontinuierlich zu „diskutieren“ und zu überdenken, bisweilen auch unter Anwendung von Gewalt, waren ein Phänomen dieser Zeit, in Europa, aber auch in vielen anderen Teilen der Welt.

Das Ende des Buches wird von den Ehemaligen „diktiert“, die euphorisch, relativierend und noch stolz in der Niederlage auf ihre kollektive Biografie zurückblicken („And all in all I would say, with hindsight, that I can be entirely grateful - and I am – for the period of ,67/'68. This experience, that you can do something, is irreplaceable. And I really had this. I was helpless before ... My feeling was that in this society, which I didn't experience as pleasant, everything is already decided, everything has been decided. I could only become a frustrated professor. I pictured myself as someone who has to plough through secondary literature with frustration and grim determination. And I couldn't see myself doing this ... So in a sense I am really proud of this time and what I did. And on the other hand I see all the big, big mistakes and the blindness – in part an inevitable blindness“, S. 337). Es ist nicht verwunderlich, dass die Oral History am Ende des Buches noch einmal zum Zuge kommt und in ihrer Vielfalt und Erinnerungskultur die weit zurückliegenden Jahre für einen Augenblick vor das Auge des Betrachters zieht. Die subjektive, nicht abstrakte Erinnerung bestätigt viele gesicherte Erkenntnisse, die man andernorts nachlesen kann, aber sie gibt der Geschichte auch eine Lebendigkeit und einen Widerspruchsgeist, der neue Fragen weckt. Vielleicht kann man in diesem Punkt den größten Beitrag sehen, den die Oral History zu den 68' leisten kann. 500 Menschen und ihre Aussagen lassen sich sicher unter gewissen Gesichtspunkten subsumieren, aber was überwiegt, ist die Lebendigkeit, mit der die Interviewten wieder in den Dialog mit der Geschichte treten, gleichgültig, ob sie „inevitable blindness“ (S. 337) beklagen oder „a real chance“ (S. 336) bejubeln.

Das letzte Kapitel, die Zusammenfassung, trägt die Überschrift „Between Memory and History“. Diese Wortwahl und die folgende Perzeption und Würdigung sind gelungen, sie weisen der Oral History ihren Stellenwert zu, der sicher weit über dem einer bloßen Hilfswissenschaft liegt, und sie würdigen die Beiträge beispielhaft in ihrer Vielfalt. Gleichwohl beanspruchen die Interviews und die Interviewten nicht das letzte Wort, das die historische Disziplin ohnehin nicht kennt. Sie haben der Sprachlosigkeit vieler ein Ende gesetzt und damit die historische Forschung im Detail und im Allgemeinen bereichert. Die hervorragend gearbeitete Studie ist im „positiven“ Sinne des Wortes kein revolutionäres Buch, aber sie ist ein lebendiges Sprachrohr für viele, die sonst nicht zu Wort gekommen wären. Die Arbeit ist eine große organisatorische Integrationsleistung, die sich unterschiedlichster historischer Disziplinen bedient, um den Widerspruchsgeist junger Menschen in Europa rückblickend neu zu beleuchten. Sicher stehen auf diesen Seiten nicht das zerstörerische Potenzial und die Gewaltbereitschaft im

Vordergrund, die der Bewegung zum Teil innewohnte, aber das ist ein Gesichtspunkt, den kaum ein Historiker in den Vordergrund rückt. Die Interviews werfen zwischen den Zeilen auch einen Blick auf die Opfer und diese haben ihre Geschichte verdient. Dazu gehören nicht nur die Repräsentanten von Staat und Gesellschaft, sondern auch der „normale Durchschnittsbürger“. Wie erinnert er sich an die 68‘, ihr Auftreten, ihre Forderungen, ihre „Integration“ in die Gesellschaft? Eine sorgfältig gearbeitete Studie, die großen Respekt verdient.

PD Dr. Michael Fröhlich, Bonn